Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. №. 61.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 30. October 1843.

Die Thurmweihe.

„Ein wahrhaft himmlischer Morgen!“ sagte der Schulmeister Tautenhain zu Abtenau im sächsischen Erzgebirge, als er eines Tages früh aus dem Fenster seiner Oberstube schaute. „Ist nicht die Erde schon ein Paradies? Sieh nur, liebe Frau, wie Alles grünt, blüht und Früchte trägt! Unser kleines Blumenbeet unten vor dem Fenster spendet die lieblichsten Düfte herauf und Sünde wär's, wollten wir den Kaffee irgend wo anders als in der Laube trinken. Ich gehe immer hinab; komm mit Emilien und dem Kaffee bald nach.“ Also sprechend, verfügte er sich in das Gärtchen, wo er sorglich die losgegangenen Blumen wieder festband, das aufgeschossene Unkraut beseitigte und die Gänge reinigte. Dann setzte er sich, den Kaffee erwartend, in die Laube und blies aus der langen thönernen Tabackspfeife kleine wirbelnde Rauchwölkchen in die reine Morgenluft. Zufriedenen Sinnes blickte er dabei auf das Strohdach seines vor ihm liegenden Wohnhauses, auf welchem ein Storch seinen Jungen eben Unterricht zu ertheilen schien. „Der fängt sein Tagewerk noch früher an als ich“ — dachte er dabei. „Ob er wohl buchstabiren oder lautiren lassen mag? Er führt den Bakel gleich im Munde, womit er die ungelehrigen Schüler auf die Finger — nicht doch! — auf die Köpfe tippt. Und dort vor dem Kammerfenster sitzt die fromme Hausschwalbe und singt in leisen Tönen, so gut sie vermag, ihr Lob- und Danklied! Oho, Nachbar Friedlein! wem galt dieser häßliche Fluch, den Ihr statt des guten Morgens so früh schon in Gottes schöne Welt hinaus riefet? Pfui, schämt Euch und gedenket des zweiten Gebots. Das war ein schreiender Mißton in dem hehren Morgenliede, das die weite Schöpfung ihrem Schöpfer bringt.“

Dieses Selbstgespräch endigte mit dem Erscheinen der Frau Schulmeisterin und ihres 14jährigen Töchterchens. Die Falten, welche der vernommene Fluch des Nachbars auf Tautenhains Stirne gezogen hatte, ebneten sich unter dem Klange der aufgestellten Kaffeetassen und lieblicher als des Portorico's Dampf dünkte dem Schulmeister derjenige des Kaffee's zu sein.

„Ei, Vater!“ hob während des Trinkens Emilie an — „wenn unsere Feuerbohnen dort am Zaune Kaffeebohnen trügen!“

„Oder unser Erbsenfeld Vanilleschoten“ — fiel Tautenhain ein — „das verlohnte sich noch eher der Mühe. Es hat Zeiten gegeben, wo das Pfund Vanille über einhundert Thaler gekostet hat und noch jetzt kann man dasselbe nicht unter 76 Thaler kaufen. Doch der liebe Gott weiß am besten, was uns nützt, und uns ist die Feuerbohne jedenfalls gesünder als jenes hitzige Gewürz. Gehst Du mit, Milchen? Der Morgen ist zu reizend, um ihn daheim zu verbringen. Ich gedenke durch

das Dorf zu streichen und nebenbei den Kirchhof zu besuchen."

Tautenhain klopfte seine Pfeife aus. „Der Jugendlehrer" — sagte er — „darf kein böses Beispiel geben und das Dorf nicht in Feuersgefahr bringen." — Dann begab er sich in Begleitung seiner Tochter auf den Weg. Freundliche Grüße empfangend und zurückgebend war das Paar ein Stück weit in's Dorf gewandert, als Tautenhain vor einem großen, weit verzweigten Ebischbeerbaume stehen blieb, welcher mit unzähligen Trauben seiner hochrothen, prachtvoll zwischen dem Blättergrün schimmernden Beeren bedeckt war.

„Kämen wir" — sprach Tautenhain — „nach Amerika nnd sähen einen solchen Baum zum erstenmale, würden wir ihn als ein Wunder der Natur anstaunen und rühmen. Weil er aber im deutschen Vaterlande und gar häufig gefunden wird, werfen wir ihm kaum einen schnellen Blick zu. Wie undankbar wir doch gegen das uns verliehene Gut oft sind! Kann es etwas Schöneres geben, als den Anblick eines solchen Baumes?"

Als sie später über den Kirchhof ihren Rückweg nahmen, veranlaßten die dort stehenden Obstbäume, deren reiche Früchte die Aeste fast brechen machten, den Schulmeister zu neuen Ausbrüchen seiner Dankbarkeit. „Wie viele Feinde" — rief er aus — „hatten diese herrlichen Früchte erst zu überwinden, bevor sie so groß wachsen konnten! von dem Spätfroste an bis zur Spannraupe herab! Freue Dich, Milchen, mit mir! Sieh diese Wallnüsse, welche unsere Weinachtsfreuden vermehren, diese Stettiner, Borsdorfer, Reinetten — diese Zapfenbirnen und Feldkrebse — diese schon bläuenden Zwetschen, die insgesammt unsere Vorrathskammer füllen sollen. Wie gut, wie gnädig ist doch unser Gott!"

„Und da gräbt der Todtengräber für Händels Rieckchen das Grab!" unterbrach Emilie ihrem Vater, indem sie zugleich mit der Hand hindeutete, wo die Erde aus der Tiefe emporflog.

„Sie könnte auch noch leben und gleich uns sich freuen" — versetzte der Schulmeister — „hätte sie sich nicht die Auszehrung an den Hals getanzt. Zwar müssen wir über lang oder kurz alle denselben Weg hinwandern, doch wehe dem Menschen, der sich sein Ende selbst vorzuwerfen hat. So jung und blühend auch Riekchen war, konnte sie doch nicht die Vollendung des neuen Kirchenbaues erleben, was für mich wenigstens die größte Freude werden soll. Wohl weiß ich, daß unser Herrgott nicht in Tempeln, von Menschenhänden erbauet, wohnt, aber es ist doch eine andere Sache, in einem geräumigen, hohen und schönen Gotteshanse den Herrn zu verehren als in einem winkeligen und finstern Gebäude, das uns über den Kopf zu fallen droht. Dort prangt die neue Kirche im Morgenglanze; — bald wird auch das letzte Gerüst davon verschwinden und der schlanke Thurm frei sein goldblitzendes Haupt in die blauen Lüfte emporstrecken. So lange wenigstens möcht' ich gern noch leben."

„Und noch viele, viele Jahre dazu" — sagte Emilie, ihren Vater liebkosend.

„Wie Gott will!" versetzte Tautenhain ergeben. „Mein Ruheplätzchen hier habe ich mir bereits ausersehen und zwar dort in dem Winkel neben dem Fliederstrauche." Er zeigte auf die Stelle hin, wo die Gräber der Pfarrherren und der Schulmeister lagen. Jene deckten theure Leichensteine mit Kelch und Bibel, diese bezeichneten blos hölzerne Kreuze ohne Fibel, Bakel und Ruthe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Idiosynkrasien.

Der eigenthümliche, mit dieser Benennung bezeichnete Widerwille, den einzelne Menschen vor Dingen, vor Sachen, vor Menschen, ja oft sogar vor einzelnen bloßen Worten hegen, ohne daß sich dafür irgend ein vernünftiger Grund auffinden ließe, gehört unbedingt zu den merkwürdigsten und unerklärlichsten Erscheinungen des physischen Theiles im Menschen. So erinnern wir uns, von einem Menschen gehört zu haben, dem der Anblick der scharlachrothen Farbe eben so zuwider war, wie man dies von dem Stier oder dem kalekutischen Hahne (Indian) weiß. Fiel ihm diese Farbe zuerst in die Augen, so wurde er am ganzen Körper von einem heftigen Zittern ergriffen; dieser Zustand ging aber allmälig in den einer unzähmbaren Wuth über, wenn er gezwungen war, den Blick längere Zeit auf eine größere Fläche dieser Farbe zu richten.

Ein Anderer war ein Liebhaber aller übrigen Obstarten, und nur Pflaumen konnte er nicht ohne Widerwillen sehen; zwang er sich aber, in seltner

Selbstüberwindung, zum Genusse irgend einer Pflaumengattung, so bekam er darnach jedesmal das heftigste Erbrechen. Das auffallendste Beispiel von Idiosynkrasie dürfte aber wohl jedenfalls der unlängst verstorbene preußische General von E**t gewesen sein; denn dieser hatte nicht mit einer solchen Schwäche zu kämpfen, sondern mit einer ganzen Menge, so daß er, wegen seiner zahlreichen Eigenthümlichkeiten und der vielen einzelnen daraus entspringenden komischen Züge, in der ganzen Armee fast noch gekannter war, als wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Herrn v. E**t gehörte namentlich auch eine so große Wasserscheu, daß es ihm täglich die größte Ueberwindung kostete, die gewöhnliche Reinigungsprocedur vorzunehmen. Zwar besaß er genug Seelenstärke, sie nie zu versäumen, aber um dahin zu gelangen, bedurfte es ganz eigener Vorkehrungen, besonders aber eines gewaltigen Entschlusses. Ein kleiner runder Tisch wurde mitten in das Zimmer gesetzt, und auf das Tischchen der verhängnißvolle Waschnapf bis zum Rande mit Wasser gefüllt. In einer Entfernung von 2—3 Schritten umkreiste E**t den Tisch, den ängstlichen Blick scheu auf die flimmernde Oberfläche des Wassers gerichtet, allmälig kam er näher, und endlich wagte er es, einen Finger in das Wasser zu tauchen, aber als wäre es glühendes Blei, so zog er ihn hastig zurück, und die Entfernung zwischen ihm und der Waschschüssel wurde wieder größer. Dies Manövre wiederholte sich drei- bis viermal, dann aber stürzte er sich, wie mit verzweifeltem Entschlusse, auf die Waschschüssel zu, tauchte den Kopf hinein, und wusch sich mit eiligster Hast; so lange dieß aber geschah, und noch während er sich abtrocknete, zitterte er am ganzen Körper. — Einen Fingerhut konnte Hr. von E**t nicht sehen, ohne daß seine Gesichtsmuskeln in krampfhaftes Zucken geriethen, und er mußte sich entweder entfernen, oder der Gegenstand seiner Antipathie mußte ihm aus den Augen gerückt werden, sollte sich das Zucken nicht allmählig bis zu den heftigsten Krämpfen steigern.

Eine vornehme Dame, die von dieser unbegreiflichen Schwäche des tapfern Kriegers gehört hatte, ohne daran glauben zu wollen, machte sich einst den Spaß, als der damalige Rittmeister von E**t ihr zu seiner Visite angemeldet wurde, ihn, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, zu empfangen. Als sie ihm die Hand reichte, und er, sie küssend daran den Fingerhut bemerkte, fuhr er heftig zusammen, und konnte sich nicht enthalten, die schöne Hand zurückzustoßen. Die Dame that indeß, als bemerkte sie dies nicht, nahm bald darauf den Fingerhut ab und setzte ihn vor sich auf den Tisch. Doch fast wurde ihr Angst, so gewaltig arbeiteten die Gesichtsmuskeln des Rittmeisters, und als sie sich endlich absichtlich umwendete, doch so, daß sie ihn im Spiegel beobachten konnte, benutzte er den Augenblick, um das kleine Ding, das ihm so viele Qualen bereitete, mit gespitzten Fingern wegzuschnellen, und als dies geschehen war, gewannen seine Züge allmälig wieder Ruhe.

Sah Herr von E**t irgend eine auffallende körperliche Handlung, eine eigenthümliche Stellung, so ruhete und rastete er nicht eher, als bis er sie nachgemacht, sich selbst in die nämliche Stellung gebracht hatte. So sah er einst im Theater einen Offizier, der das Gesicht so auf die Hand gestützt hatte, daß der Zeigefinger unter der Nasenöffnung lag, sein erstes Glied aber nicht zu sehen war. Kaum hatte E**t diese Stellung bemerkt, als er auch schon anfing, das oberste Glied seines Zeigefingers in die Nase zu bohren; er achtete des herabströmenden Blutes nicht; doch eben hatte er die schmerzhafte Operation vollendet, da nahm sein Vorbild die Hand vom Gesicht, und es zeigte sich, daß ihm das oberste Glied des Zeigefingers fehlte, daß er also die Nase nur auf den Stummel gestützt hatte.

Vor nichts hatte aber Hr. von E**t einen so entschiedenen Widerwillen, als vor Katzen, und das ging so weit, daß er das Thier nicht einmal nennen konnte, sondern es mit dem Namen Mäusejäger umschrieb. Er roch oder witterte die Nähe von Katzen, auch wenn sie versteckt waren, und nur die schleunigste Entfernung dieses Thieres konnte den Ausbruch heftiger Krämpfe verhindern. Auf einer Reise trat er einst in ein Gastzimmer, kaum aber hatte er den Fuß über die Schwelle gesetzt, als er auch schon anfing, so gewaltige Gesichter zu schneiden, daß den Töchtern des Wirths, die sich im Zimmer befanden, darüber angst und bange wurde. Dabei ging er wie suchend umher, und rief mit ängstlichem Tone: „Hier ist ein Mäusejäger in der Stube! Schafft ihn fort! fort!" Die Wirthsleute, welche nicht wußten, was das Wort „Mäusejäger" bedeuten sollte, sahen den

unheimlichen Gast scheu an, dieser aber deutete endlich auf die mit einer Thür verschlossene Röhre des Ofens und rief: „da ist der Mäusejäger, 'raus lassen, 'raus lassen." Eines der Mädchen öffnete die Thür, und ein gewaltiger Kater sprang heraus. Erst als er aus dem Zimmer gejagt war, vermochte Hr. v. E**t, der noch an allen Gliedern heftig zitterte, und dessen Gesichtsmuskeln zuckten, den staunenden Wirthsleuten zu erklären, daß er vor den Mäusejägern einen nicht zu besiegenden Widerwillen empfände.

Bei seinem Regimente stand einst ein Lieutenant Katzenberger. Dessen Namen auszusprechen, kostete den Hrn. von E**t jedesmal eine so gewaltige Anstrengung, daß er endlich auf die Versetzung des sonst sehr tüchtigen Offiziers antrug.

*Ein Londoner Journal hatte vor einigen Tagen von einer musikalischen Maus erzählt, welche sehr liebliche Soprantöne von sich gebe. Der „Morning-Advertiser" setzt nun diesen Puff in folgender Weise fort: „Unser Correspondent (schreibt er) meldet uns, daß ein Pächter in Essex eine mit einer bewundernswürdigen Baßstimme begabte Kuh besitzt. Sie executirt die diatonische und chroma- Skale sehr rein, und geht mit Leichtigkeit von einer Tonart zur andern über. Man glaubt, die Kontrabaß-Kuh werde sich an die Sopran-Maus anschließen, und diese Verbinduug wird das Publikum um so lebhafter interessiren, wenn sie es dahin bringen, das berühmte Duett des Doktor Boyar: „Together let us range the fields" — laß' uns vereint das Feld durchstreifen — zu exekutiren." (Wenn das so fortgeht, werden wir bald ein vollständiges vierfüßiges Orchester haben.)

*Es ist bekannt, daß die Engländer die närrischesten Kauze sind und oft die seltsamsten Einfälle haben. Wir theilen hier einige der weniger bekannten Seltsamkeiten dieser Art mit. — Vor einigen Jahren erbot sich ein reicher Gutsbesitzer in der Grafschaft Sussex, dem eine jährliche Leibrente von 50 Pfd. Sterling zu zahlen, der zehn Jahre unter der Erde leben, Haare, Bart und Nägel in dieser Zeit wachsen lassen und mit keinem Menschen sprechen wollte. Er hatte zu diesem Zwecke eine recht bequeme Wohnung unter der Erde einrichten lassen, und erließ seine Aufforderung durch die Zeitungen. Wirklich meldeten sich mehrere Personen, welche jene unterirdische Wohnung beziehen wollten; ein gewisser L. erhielt den Vorzug und hat bereits acht Jahre ausgehalten.

Ein Einwohner von Bristol ging stets vom Kopfe bis zu den Füßen grün gekleidet. Der Hut, die Wäsche, der Rock, die Weste, die Beinkleider, die Strümpfe, die Schuhe, das Halstuch und die Brille, Alles war grün an ihm. Seine Zimmer waren grün, und alle seine Meubles hatten dieselbe Farbe; er aß nur Grünes, Gemüse, Obst ꝛc. Oftmals sah man ihn in seinem großen Garten mit einem grünen Taschentuche und einer grünen Tabacksdose spazieren gehen; er ritt auch bisweilen aus und zwar auf einem Pferde, das er grün hatte färben lassen, das einen grünen Sattel ꝛc. hatte. Zwei Diener in grüner Livrée folgten ihm überall.

Ein Schotte machte ein Testament, in welchem er einem Neffen ein bedeutendes Legat aussetzte, das aber nur dann ausgezahlt werden sollte, wenn die Mutter dieses Neffen, welche der Erblasser haßte, todt, verwest und verdammt sein würde. Die Frau war bereits seit drei Jahren todt, als das Testament eröffnet wurde, die erste Bedingung war also erfüllt; daß die Todte unterdeß in Verwesung übergegangen, unterlag auch keinem Zweifel, da aber der Neffe nicht nachweisen konnte, daß seine Mutter verdammt sei, so entging ihm das bedeutende Vermächtniß.

Lange vor unserer Zeit, in welcher man in dem Wasser alles Heil sucht, war ein Lord Rokeby ein leidenschaftlicher Verehrer des Wassers; er brachte jeden Tag mehrere Stunden in kaltem Wasser zu, ließ auf seinen Besitzungen zahllose Brunnen und Fontainen anlegen und beschenkte alle seine Pächter und Bauern reichlich, die er trinkend an einem solchen Brunnen fand, was natürlich bald so bekannt wurde, daß die Brunnen fortwährend von Wasserfreunden belagert waren. Auf den Tisch dieses Wasser-Lords kam nie Wein, Thee, Kaffee ꝛc., überhaupt kein ausländisches Gericht oder Getränk.

Druck und Verlag von W. Levysohn.